

Aldo Betschart

Grüße aus dem Schwalbennest!

**Philosophischer Tatsachen-Roman,
geschrieben auf der portugiesischen Insel
Madeira.**

Beinhaltet: 289 Seiten insgesamt.

Exposé, oder: Über das vorliegende Buch

»Ich würde von meinen Eindrücken auf Madeira schreiben. Ich würde von den Menschen berichten, die mir in den nächsten vier Wochen über den Weg laufen. Ich würde meine Abenteuer zu Papier bringen, und auch nicht davor zurückschrecken, meine persönlichsten Gedanken wiederzugeben. Aber das allein war noch nicht alles! Ungeheuer schlau und intelligent empfand ich meinen Einfall, das Ganze auch mal mit einer frisch von der Leber weg erzählten Kurzgeschichte anzureichern, zu ergänzen oder abzurunden – vornehmlich dann, wenn mir gar nichts Spannendes über den Weg laufen oder zustoßen sollte ...«

Grüße aus dem Schwalbennest! ist ein humorvoller, philosophischer Tatsachen-Roman, entstanden während eines fünfwöchigen Aufenthalts auf der portugiesischen Insel Madeira, den Aldo Betschart im Juli und August 2008 alleine unternahm. Damit verfolgte er von Anfang an ein besonderes Ziel: fernab von allen heimischen Ablenkungen eine 'sehr gute Schreibe' in dreißig Tagen' fertigzubringen. Die Idee dazu war ihm gekommen, nachdem er nach über neun Jahren 'immer wieder und immer noch' an einem mehrfach umgeschriebenen Roman arbeitete. - Somit wurde das Besondere an diesem Buch eigentlich schon vor seiner Realisation deutlich vorweggenommen: Indem der geistig erschöpfte Autor eine dringend notwendige 'Romanpause' ausgerechnet dazu nutzte, mit einem vierwöchigen *Schreibmarathon* die Freude am spontanen Schreiben neu zu entdecken.

Mit dem vorliegenden, äußerst unverfälschten Werk, entführt ein munter philosophierender Aldo Betschart die Leserschaft mit viel Selbstironie auf die Blumeninsel im Atlantischen Ozean, wobei er nicht zuletzt Madeira (sowie der Pension Klenk, bzw. dem *Restaurante* 'Klenk's Café') mit den Erzählungen seiner von Situationskomik erfüllten Erlebnisse und Beobachtungen liebevoll ein bescheidenes Denkmal setzt.

Leseprobe

Die Fahrt zur Ostspitze

»Two!« So hatte der Bus-Chauffeur mir den Fahrpreis vor die Füße gebellt und meine 2-Euro-Münze genommen. Dabei war ich auf dem 'Hochplateau' extra noch für Kleingeld wechseln gegangen. Um ihm sein Kleingeld zu liefern, hatte ich an einer Tankstelle für ein lausiges kleines Wässerchen noch einmal mehr bezahlt als in Caniço für die anderthalb Liter. Wieder einmal ersparte ich mir nichts, aber das schien außer mir niemanden zu kümmern. Wenigstens hatte ich noch das Vergnügen gehabt, mir den Gesichtsausdruck des Tankstellenverkäufers auf der Zunge zergehen zu lassen, als ich ihm auf die Preisfrechheit mit einem 20-Euro-Schein antwortete.

Der grüne Bus der SAM-Busfahrtgesellschaft war bis auf wenige Plätze vollbesetzt. Von oberhalb Caniço ging es nun in einer rasanten Fahrt zunächst einmal abwärts, nach dem eigentlichen Küstenort 'Santa Cruz'. Ebenda befindet sich auch der Flughafen, den wir zwar durchfuhren, jedoch ohne Halt bald hinter uns ließen. Bis dahin hatte der bebrillte, grauhaarige Chauffeur seine Fahrfähigkeiten in zahlreichen engen Bergkurven meisterhaft unter Beweis gestellt. Das musste er, denn jetzt ging es auf den langweiligen Geraden entlang der Küste weiter, wo er sich mit keinem Manöver groß in Szene setzen konnte. Was mich anging, so fühlte ich mich wohl, hätte mich aber nicht über das Unwohlsein sonstiger Fahrgäste gewundert.

Diese Chauffeure auf Madeira pflegen einen Fahrstil, mit dem sie einen Einheimischen bestenfalls zum Gähnen bringen mögen. Und weil dem so ist, lassen sie ihre Unzufriedenheit darüber an den Touristen aus. Wenn sich nun ein Tourist ob dem unaufhörlichen Geschüttel, bedingt durchs heftige Gasgeben,

Bremsen, Schalten und Wenden – wenn sich also ein Tourist darüber aufregt oder davon beeindruckt lässt, so ist das dem Chauffeur eine heilige Genugtuung, denn schließlich will auch der Busfahrer von Madeira der Gewöhnlichkeit entsagen und mit seinem Beruf ein Stück Erlebnisreise verkaufen. Wie gesagt: Meinem Magen ging es gut, aber ich würde mich auch nicht gewundert haben, wenn die gute Hälfte aller Fahrgäste das vorher genossene Morgenmahl diskret in die nächste Tüte versorgt hätte. Es wäre nicht so schlimm gewesen. Ich hätte den Betreffenden mein Verständnis zugesichert.

So an der Ostküste entlangfahrend, wurde man immer wieder Zeuge der regen Entwicklung auf der Insel. All die wunderschönen Hügel, die sich noch vor einigen Jahren mit einem einzigen jungfräulichen Blumenmeer aus prächtigen Sträuchern und Büschen an die aufstrebenden Berge geschmiegt haben mochten, waren mit unzähligen Einfamilienhäuschen verbaut. Die eigentlich malerische Landschaft konnte meiner romantischen Vorstellung, wie es eigentlich aussehen sollte, dadurch kaum einmal gerecht werden. Das tat mir leid! Aber was konnte ich dagegen machen? Der Mensch hatte mir mit der Maurerkelle einfach zu sehr in dem Bild gewirkt, als dass ich es ausnahmslos hätte bewundern können.

Wenn man so an der südlichen Ostküste Madeiras entlangfährt, möchte man glauben, dass auf der 741 Quadratkilometer großen Insel noch weit mehr als 280 000 Menschen leben. Aber so ist es nicht! Das gebirgige Inland kann eine weitgehend unberührte Natur vorweisen, und die nördliche Inselseite ist auch nur dünn besiedelt. Es leben ganz einfach die meisten Menschen entlang den südlichen Küsten, davon ganze 125 000 Menschen in der Hauptstadt Funchal.

Wir Menschen sind zweifellos Herdentiere. Leider wird es einem immer da am unliebsamsten vor Augen geführt, wo es ohne sie am schönsten wäre!

Der unverständige Busfahrer

Ich möchte nun noch einmal auf diesen ersten Bus-Chauffeur zurückkommen - auf diesen bellenden grauen Sturkopf von einem Bus fahrenden Insulaner, mit dem zu reisen ich an diesem Tag das Pech hatte.

Nach Santa Cruz war es in einer zwanzigminütigen Fahrt nach Machico gegangen, und von da noch einmal innerhalb von fünfzehn Minuten durch bergiges Küstengebiet nach Caniçal. Wohl sah ich das Städtchen letzteren Namens außerhalb des Busses an uns vorbeiziehen, wohl sah ich diese und jene Leute da und dort aussteigen, aber woher zum Kuckuck konnte ich denn wissen, wo wir uns befanden? Wir waren kaum in das Städtchen eingefahren, verließen wir es auch schon wieder. Eine regelrechte Ortsangabe konnte ich nirgendwo sichten. Dazu muss ich sagen, dass, bis auf einige verbliebene Touristen, gerade noch ein paar Jugendliche bei mir gesessen hatten. Diese von Lachanfällen geschüttelte Madeirensen Jugend just in dem Zustand anzusprechen, dazu hatte ich nun gar keine Lust verspürt. Aber der Kerl dort vorne hatte mein Geld genommen, und er wusste, wo ich hinwollte. Wusste er es? In den nächsten zehn Minuten sah ich uns in eine immer größere Einöde fahren, bis wir endlich am äußersten östlichen Zipfel der Insel ankamen. Da erübrigt sich wohl zu sagen, dass ich das Walmuseum, dem ich mich während einer Stunde stetig näherte, bis dahin schon ordentlich weit hinter mich gebracht hatte.

Anstatt nach Caniçal hatte der Kerl mich nach Ponta de São Lourenço gefahren. Aber es kam noch besser: Ich fühlte mich bemüßigt, für die letzte Strecke nachzuzahlen, obwohl ich ihm am liebsten jedes Nasenhaar einzeln ausgerissen hätte. Trotz eines heftigen inneren Widerstandes ging ich zu ihm nach vorne, um ihm mit gezückter Geldbörse klarzumachen, dass ich nachzahlen, und gleich wieder mit ihm zurückfahren wollte.

»Back to Caniçal!«, sagte ich, und zeigte noch in die Richtung, während er mich schon mit etwas anderem anbellte. Nicht darauf

achtend, begann ich von Neuem, ihm meine Absicht mitzuteilen, um nur noch barscher von ihm angebellt zu werden. So ging das ein Weilchen, während vor uns schon die ersten Fahrgäste zum Zahlen anstanden. »Un hora!«, bellte er mich an, wobei er noch seinen Zeigefinger vor mir in die Luft streckte. »Un hora!« Während er mich vermutlich für den begriffsstutzigsten Menschen hielt, versuchte ich indessen, mir meine Verzweiflung nicht anmerken zu lassen. Er wollte einfach nicht hören! Er glaubte immer noch, dass ich ihn nach dem nächsten Bus fragte, namentlich nach dem zweitnächsten, weil er sich einfach nicht vorstellen konnte - nicht im Entferntesten vorstellen konnte! - dass ich bereits schon mit ihm zurückwollte.

Derart geschlagen, gab ich es auf, und stieg vor versammelter Menschenmenge aus, um auf den übernächsten Bus zu warten. Ich konnte getrost davon ausgehen, dass ich ihn wegen des unaufhörlichen »Un hora!« Gebells in einer Stunde erwarten durfte.

Im Nachhinein betrachtet ist mir unbegreiflich, warum ich mich vor diesem Rohling 'so schnell' geschlagen gegeben habe. Ich hätte mich nach dem Aussteigen ganz einfach ans hintere Ende der wartenden Reihe stellen sollen und abwarten, was als nächstes passiert! Es hätte ihn vielleicht einen Moment lang fassungslos gemacht, aber womöglich würde er es auch endlich begriffen haben. Ob oder ob nicht - wir werden es nie erfahren. Jedenfalls habe ich seinetwegen keine grauen Haare bekommen.

Bei der Ponta de São Lourenço

Wo ich nun einmal da gestrandet war, wollte ich mich auch ein wenig umsehen. »Die Schicksalsgöttin hat mich sicher nicht vergeblich hierher geführt«, redete ich mir ein, und wusste dabei gar nicht, was mir Seltsames bevorstand.

Zunächst half es, dass ich in meinem Wanderführer das eine oder andere Wort über diesen östlichsten Punkt Madeiras gelesen hatte, dessen spitz zulaufendes Ende nach dem afrikanischen Kontinent hinweist. Tatsächlich erfreut sich die bizarre Klip-

penwelt der Ponta de São Lourenço bei den Touristen großer Beliebtheit. Sie steht unter strengem Naturschutz, sodass man die Pfade und die mit 'Steimandli' bezeichneten Wege nicht verlassen darf. Vom Ausgangspunkt weg, sprich: von den Parkplätzen führt sogar ein extra angelegter, etwa ein Meter breiter Holzsteg mitten durch die vor einem liegende Talmulde. Dieser Holzsteg ist vermutlich als Vorbeugemittel gedacht. Zweifellos würden sich die Leute sonst schon am Ausgangspunkt zur Talmulde schnell überallhin verteilen. Der Holzsteg hält sie auf unaufdringliche Weise beisammen und auf dem rechten Weg.

Bevor ich auch nur einen Schritt in das geschützte Gebiet unternommen hatte, durfte ich meinen ersten erfreulichen Moment mit dem Hervorholen des mitgebrachten Wanderführers erleben. Darin steht geschrieben, dass an dieser östlichsten Stelle sonniges Wetter fast schon garantiert sei. Das erheiterte mich etwas. Denn nun wo ich da war, zog über dem Ort ein alles überdeckendes aschgraues Gewölk dahin, gefolgt von einem 'frischen Windchen' der Windstärke zehn. Mir war's recht! Es verlieh dem Ganzen gleich noch mal einen dramatischeren Anstrich! Schönes Wetter, so schön es auch sein mag, ist mitunter auch das spannendste Wetter, das es gibt.

Die mit mir angekommen waren, verloren sich bereits als kleine Punkte in der Ferne. Sie wanderten ohne Ausnahme auf dem angelegten Holzpfad durch die vor mir liegende Talmulde. Sie wanderten zielstrebig diesem oder jenem Aussichtspunkt entgegen. In einer Entfernung von cirka einem Kilometer mussten dieselben Leute dann dem Holzsteg entsagen, um das in Angriff zu nehmen, was den Begriff des Wanderns auch wirklich rechtfertigte. Sie mussten nämlich einen schmalen, steilen Pfad hinaufwandern, wovon die ersten unter ihnen alsbald hinter Hügeln und Felsen meinen Blicken entschwanden.

Womit ich zu einer bemerkenswerten Stelle meines Tagesberichtes komme.

Nun hatte ich gesehen, wie alle denselben Weg nahmen. Was konnte ich also besseres tun als einen anderen Weg wählen? Ich musste ihnen doch nicht auch noch wie ein Hund nachlaufen,

nur um mich zuletzt an einer Aussicht freuen zu wollen, die mir von ihnen höchstens vermiest werden konnte. Zufällig sah ich linker Hand einen zweiten Weg in eine andere Richtung führen, und so beschloss ich, eben diesem Weg zu folgen.

Der Wind piff mir nicht wenig um die Ohren, als ich so auf dem grobsteinigen Weg 'dahinspazierte'. Der Ehrlichkeit halber muss ich sagen, dass ich auf den ersten Metern geneigt war, umzukehren. In meiner Tasche hatte ich nebst dem Wanderführer auch Kellers Roman dabei, und es windete wirklich derart! Aber ich war bereits losgegangen, sodass jede Umkehr nur ein wiederholtes Aufgeben gewesen wäre. Hingegen empfand ich die Ruhe um mich herum als ganz vollkommen, was mir ein Weitergehen sehr bald leicht machte. Langsam aber stetig ging es in einer sonnenverbrannten, hügeligen Steppe bergan, bis es nach ungefähr fünfzehn Minuten bald einmal recht steil wurde. Auf einer fernen Hügelkuppe sah ich einen langen Maschendrahtzaun dahinziehen; ich nehme einmal an, dass sich dahinter/darunter die Abra-Bucht befand. In der Baia da Abra werden Goldbrassen gezüchtet, wie ich im Nachhinein las.

Nun, vor mir lag ein steiles Stück Weg. Tatsächlich war der Pfad sehr schmal und an vielen Stellen beinahe zugewachsen. Hier, soviel gebe ich zu, legte ich das Bild des Spazierenden für den Zeitraum einiger Minuten ab, und wurde zum Wanderer. Notgedrungen musste ich mit einem Grundsatz brechen, aber es blieb nicht unbelohnt! Als ich nämlich oben ankam, bot sich mir, nach ein paar letzten Schritten zum Klippenrand hin, ein atemberaubender Anblick, und er gehörte erst noch mir allein! Ich befand mich auf einer einhundert Meter hohen Steilklippe, deren langgezogene Fortsetzung ich als gewaltiges schwarzes Massiv aus dem tosenden Meer herausragen sah. Die unablässige Brandung hatte eine Bucht hineingefressen, sodass das steile Massiv einen weiten Linksbogen vor mir bezeichnete. Bei genauerem Hinsehen konnte ich drüben in der felsigen Mulde die anderen Wanderer erkennen. Sie standen selbst ganz still und ehrfürchtig vor dem Naturschauspiel. Zwischen mir und ihnen stachen bizarr geformte Felsen verschiedener Größen aus dem schäu-

menden Atlantik, was ein derart urechtes Bild lieferte, dass ich gar nicht anders konnte, als tief davon beeindruckt zu sein.

An diesen wie vereinsamt dastehenden Felsen nagten seit Urzeiten die Winde, schliffen ohne Unterlass die Wellen, und so würde es wohl noch ein paar hunderttausend Jahre weiter zu gehen, unabhängig davon, ob von der ganzen Menschheit der-einst noch etwas mehr als nur verwehelter Staub übrig wäre oder nicht.

Dass ich gerade eben etwas pathetisch geworden bin, muss man mir verzeihen. Ich schreibe das, während ich noch mit dem lebhaften Erinnerungsbild dieses einzigartigen Szenarios umherlaufe. Einen Tag danach kann ich außerdem noch von etwas anderem, äußerst Bemerkenswertem reden: Nachdem ich nämlich nach dem gestrigen Nachtessen auf meinem Zimmer noch ein wenig im Lexikon schmökerte, stieß ich unter dem spontan herausgesuchten Begriff 'Madeira' nicht auf irgendein Bild. Bevor ich deutlicher werde, muss ich vorausschicken: Mein Lexikon ist nicht mehr das jüngste. Genau genommen ist es schon ziemlich veraltet! Es wurde im Jahre 1932 in Berlin herausgebracht und gibt die Erdbevölkerung mit 1 Milliarde und 900 Millionen Menschen an. Das Lexikon überdauerte fünfundsechzig Jahre ohne mich, bevor ich es Mitte der 1990er Jahre in Luzern als gebraucht entdeckte und kaufte.

Worauf ich nun hinauswill ist folgendes: Als ich mich dort, über der als Pedra Furada bezeichneten Bucht auf den Klippen aufhielt, machte ich ein Foto. Was veranlasste mich einige Stunden später dazu, vor dem Schlafen noch im Lexikon - bei dem Begriff 'Madeira' - nachzuschlagen? Ich weiß es nicht! Hatte ich es denn nicht vorher schon einmal getan? Keine Ahnung! Aber wie auch immer: Die Leserschaft wird sich vielleicht meine nicht alltägliche Verwunderung vorstellen können, wenn ich sage, wie ich das gemalte kleine Bildchen, das als einziges unter dem 'Madeira-Begriff' im alten Lexikon zu finden ist, unzweifelhaft als identisches Doppel zu meinem Foto wiedererkannte! Irrtum ausgeschlossen. Nicht nur hat 'der Macher dieses Bildchens' annähernd achtzig Jahre vor mir an derselben Stelle gestanden und

dasselbe Landschaftsbild fotografiert oder gemalt – die vier auf drei Zentimeter kleine Abbildung ist auch noch exakt in denselben Bildrahmen gefasst worden! - Ich habe das sechsundsiebzig Jahre alte Buch eben jetzt da aufgeschlagen, und das digitale Bild von meiner Fotokamera daneben. Stellt sich zum Schluss die Frage, was mich als einziger zu diesem bestimmten Aussichtspunkt hochbrachte, abgesehen davon, im Alleingang meine Ruhe haben zu wollen. Nimmt man dann noch den Umstand zu Hilfe, dass ich überhaupt erst durch eine unfreiwillige Fahrt zur Ponta de São Lourenço gelangte, wird das Ganze erst recht unheimlich.

Würde meine beflügelte Fantasie mir nicht womöglich ein Bein stellen, so wäre ich geneigt anzunehmen, eben dieses erste Bild in einem früheren Leben selbst gemacht zu haben.

Im Walmuseum zu Caniçal

Es wäre übertrieben zu sagen, ich hätte viel von Caniçal gesehen. Tatsächlich reichten der Busweg, das Walmuseum und eine kleine Bar mir völlig aus. Die letztgenannten beiden Stätten befanden sich am alten Hafen, und beides schien mir zu den gegebenen Zeiten das Wichtigste zu sein. Davon abgesehen, hatte ich nie den Wunsch gehegt, in Caniçal große Sprünge zu machen.

Caniçals Walmuseum ist schnell einmal abgesprochen! Nachdem ich von einem vergleichsweise netten Busfahrer unweit davon abgesetzt worden war, hatte ich mir nach einem gut gesprochenen »Por favor« und dem mittelmäßig vorgebrachten »Museu da Baleia« von einigen beim Brettspiel versammelten Einheimischen die Richtung angeben lassen. Als ich das Museum kaum eine Minute später dann betrat, war mir seine Räumlichkeit innert fünf Sekunden vollends vor Augen geführt, bzw. seine begrenzte Größe mitgeteilt worden. Meiner Freude über den Gang durchs Museum tat es aber keinen Abbruch, dazu war es viel zu liebevoll gestaltet. Für 1,25 Euro fand man hinter

Glasvitrinen (oder aber frei im Raum stehend) so ziemlich alles, was den Walfang und den Walfisch für Madeiras Begriffe ver-sinnbildlichte. So sah ich zum Beispiel ganz zu Beginn schöne Unterwasseraufnahmen von Pottwal-Herden und Delfinen, danach immer wieder alte und neuere Fotografien, die die Walfänger bei Ausübung des Walfangs, bzw. Anrichtung des Blutbads vor Madeira zeigten. Des Weiteren sah ich mit Wachs versiegelte Walöl-Fläschchen, einen Gipsabdruck eines durch den Fang zu Tode gekommenen, ungeborenen Pottwalbabys, getrocknete Barten vom Bartenwal, wie etwa der Blauwal einer ist, und so weiter und so fort. Was das Werkzeug angeht, sah man Harpunenspitzen und ganze Harpunenlanzen herumstehen und in Vitrinen liegen. Diese waren benutzt worden! Auch fand sich ein sichelförmiges Messer, mit dem man dem Wal im Trockenen auf den Leib rückte, um ihn in mühsamer ‘Knochenarbeit’ von seinem Speck zu befreien. Was die Verarbeitung angeht, so habe ich mir folgende Notiz aus einer Vitrine abgeschrieben:

Mithilfe der ‘Dampfwinsch’ wurden die Wale die Rampe hinauf ‘geslippt’, auf der Plattform ‘geflent’, und zu Öl ausgekocht. Das Öl war als Industrieöl hoch begehrt, bis der Handel 1981 verboten wurde. Manche Pottwale haben ‘Ambra’ im Darm. Ambra besteht aus Resten von Tintenfisch-Schnäbeln und ist als Trägersubstanz für die Parfümherstellung begehrt. Pottwale haben ein besonders großes Gehirn.

Pottwale haben aber auch einen mächtig großen Unterkiefer! Das konnte ich unweit des Haupteingangs mit einigem Erstaunen feststellen. Ich lüge nicht, wenn ich den monströs erscheinenden originalen Knochen etwa fünf Meter lang schätzte. Um sich nun von der Form dieses gewaltigen Unterkiefers ein Bild zu machen, stellt man sich am besten eine auf den Kopf gestellte, ein Meter lange Astgabel vor, von deren (baumstammdicken) Knotenpunkt sich der lange Hauptast auf vier Meter Länge langsam verjüngt. Anders gesagt, erinnert die Form auch an eine Wünschelrute.

Von den beiden hinteren Kieferansätzen bis zum immer spitzer werdenden, vorderen Ende, glänzt der Pottwal-Unterkiefer au-

Berdem mit einer Ausstattung zweier Zahnreihen, mit der der Pottwal so manch anderes Tier auf sicher aussticht. Damit meine ich: fast alle Tiere. Jeder seiner daumenlangen, daumendicken Zähne bringt es an seinem freien Ende auf eine dem Reißzahn ähnliche Spitze, die seiner Beute nichts Gutes verheißen kann.

Von einem japanischen Walfänger wurde einmal ein Pottwal erlegt, den man vermutlich empfindlich beim Verdauungsschlafchen störte. Was die Fischer aus seinem Schlund bargen, war ein siebzehn Meter langer (!) Tintenfisch. - Ich möchte lieber nicht darüber nachdenken, wie lange der Wal sich Zentimeter für Zentimeter in den Tintenfisch hineingebissen hatte, bis die arme Beute endlich ihre letzte Tinte ausspuckte. Ich möchte es umso weniger wissen, da ich keine Ahnung habe, wie genüsslich der Pottwal seine Beute in der Regel abserviert. Mit Sicherheit dürfen die Tintenfische sich zu Recht ärgern, dass ausgerechnet sie als Hauptspeise dieses schwimmenden Berges fungieren, wo sonst in den Weltmeeren kaum irgendwo etwas Längeres umher schwimmt als sie selbst! Gegen Ende meines Besuches stieß ich im Museum dann noch auf eine fotografische Nahaufnahme einer Pottwalhaut, die mit gut erkennbaren Saugnapf-Abdrücken von den Spuren eines Kampfes zwischen Jäger und Opfer zeugte. Dem Bild war zu entnehmen, dass der Tintenfisch sich noch keineswegs mit seiner Rolle abgefunden hat.

Nun, nebst einem knöchernen Rückenwirbel von der Dicke eines mittleren Buchenstammes gab es noch viele Bootsmodelle zu bestaunen! Es gab Modelle von Walfangbooten verschiedenster Nationalitäten, nicht zuletzt aber ein Modell des letzten madeirensischen Walfängerbootes überhaupt: der Persistencia.

Mit ihm, und dem Abriss der alten Walöl-Gewinnungs-Fabrik von Caniçal, endete 1982 das Hinschlachten der kolossalen Meeressäuger vor Madeira ebenso schnell, wie es anno 1940 begonnen hatte. Der letzte Walfänger gab seine Harpune 1982 nach dem Walfang-Verbot ab, um als erklärter Schützer eben der Tiere hervorzugehen, die er für seinen Lebensunterhalt während Jahrzehnten jagte und tötete. Als ich das las, fand ich an diesem Gesinnungswandel nichts Heuchlerisches. Die Walfänger haben

die Wale getötet, weil es ihr Beruf war, weiter nichts. Anhand eines dargebotenen Films aus jener Zeit konnte man gut sehen, dass mindestens der madeirensische Walfänger dem getöteten Tier denselben Respekt entgegenbrachte, wie beispielsweise unsere einheimischen Jäger ihn dem Wild entgegenbringen. Apropos bringen: Die von den Walfängern noch am Leben sind, bringen sich seit den frühen 1980er Jahren zumeist mit der Herstellung und dem Verkauf von Wal-bezogenen Souvenirs, wie etwa dem Knochen-Schnitzen von Walfiguren und derlei mehr, über die Runden. Das Material wird ihnen dabei noch nicht so schnell ausgehen. Ich habe gelesen, dass der Bestand an Wal-knochen, der aus der damaligen Zeit immer noch übrig ist, sich in den nächsten Jahren noch keineswegs erschöpfen wird.

Interessantes über den Walfisch

Einige wissenswerte Notizen aus dem 'Museu da Baleia' zu Caniçal: Das größte Säugetier auf Erden ist der Blauwal. Ein ausgewachsenes Exemplar dieser Gattung wiegt um die 100 000 Kilogramm! Somit wiegt der Koloss etwa gleich viel wie 25 Elefanten oder 150 Ochsen!

Pottwale leben im Matriarchat.

Daher: Nach der Geburt bleiben die Jungen bei den Muttertieren. Die Bullen bilden wiederum eigene Herden. Einzig für die Fortpflanzung suchen die Weibchen oder 'Kühe' männliche Herden auf.

Hinterbeine:

Beim 2 Zentimeter 'großen' Pottwal-Embryo sind noch die Anlagen von Hinterbeinen deutlich sichtbar. Diese verschwinden jedoch bei fortschreitender Entwicklung bald einmal.

Tragzeit:

Die Tragzeit dauert bei Pottwalen 15 Monate. Danach säugt die Mutter das Kalb zirka ein Jahr mit ihrer fettreichen Milch.

Tauchtiefe:

Man hat festgestellt, dass Pottwale bis zu 2000 Meter hinab-

tauchen. Es ist aber nicht auszuschließen, dass sie noch tiefer gehen. Dabei können sie die in den Lungen gespeicherte Luft bis zu einer Stunde halten. Während das Tier abtaucht, werden einzig Gehirn, Herz, Rückenmark und ein Teil der Muskulatur mit sauerstoffreichem Blut versorgt.

- Wenn der Wal verdaut, taucht er nicht.

Der berühmte Walgesang:

Im Körper der Wale befinden sich 'Luftsäcke'. Im Inneren des Pottwals sind es deren zwei. Während der eine Luftsack vorne am 'Bug' versorgt ist, sitzt der andere nahe der Lunge, tief im Körperinneren. Die Verteilung der Luft in diesen Säcken erzeugt die Töne, die nicht selten als Walgesang beschrieben werden. Man darf davon ausgehen, dass die Wale sich mittels dieser mit Luft erzeugten Töne miteinander verständigen.

Echolation:

An den vorderen Luftsack grenzt das 'Spermaceti-Organ'. Von außen gesehen, liegt es ziemlich genau auf der Höhe des Blaslochs. Das Spermaceti-Organ ist eine akustische Linse, ein organisches Echolot, mit dessen Hilfe der Wal sich nicht zuletzt in den Meerestiefen zurechtfindet.

Entwicklung der Bestände in der Antarktis

Gattung	1920	1994
Blauwal	250 000	500
Finnwal	500 000	15 000
Seiwal	150 000	8000
Buckelwal	180 000	22 000

»Es stellt sich die Frage, ob die Großen noch eine Überlebenschance haben.«

Obigen Satz fand ich absolut bemerkenswert. Bei den Menschen mit ihren Betrieben ist es das genaue Gegenteil: Im Trockenen gehen die Kleinen vor die Hunde.

In der Hafenbar

Als das grelle Tageslicht mich wieder hatte, blieb mir immer noch eine geschlagene Stunde bis zur Ankunft des nächsten Busses. Anders als bei der Ponta de São Laurenço schien in Caniçal die Sonne heiß vom Himmel herab. Vor mir lagen die Leute in kleinen Gruppen am Kiesstrand. Sie sonnten sich, nein, liessen ihre Haut in der Sonne braten, und es badeten und schwammen viele Kinder. Nun, wer braten oder baden wollte, konnte braten oder baden; was aber mich anging, so hatte ich zum guten Glück weder meine Sonnenmilch noch die neueste Bademode in meinen Tragsack gesteckt. - Und überhaupt! Was soll das ewige Geschrei nach mehr Sonne, was soll der ewige Sonnenhunger der Leute?! Mich persönlich haben sonnenhungrige Menschen irritiert solange ich denken kann. Die Sonnenstrahlen eines heißen Sommertages sind mir höchstens dann willkommen, wenn ich mich in den wohltuenden Schatten setzen und an einem eiskalten Bier nippen kann. Bier und Schatten, und dort die glühende Sonne als Kontrast.

- Nein wirklich, es gibt wohl kaum etwas Schöneres.

Mein Bus fuhr wie gesagt in einer Stunde, und die Sonne versprach nicht zuletzt dank der glühenden Hitze einen vorzüglichen Kontrast abzugeben. Also entdeckten meine suchenden Augen schon im nächsten Moment eine kleine, schattige Bar. Dort drinnen würde ich mich hinsetzen können, und erst noch einen ausgezeichneten Blick aufs Meer haben.

Mit dem Betreten der kühlen Kneipe schwappte mir sogleich munteres Gelärm entgegen. Diese Portugiesen, diese Madeirenser! Sind sie mal nicht mit dem Wal, in der Grube oder am Berg beschäftigt, dann wandelt sich ihre ruhige Ader schnell einmal. Sind sie dann noch beim Bier versammelt, so empfiehlt sich das Anlegen eines Gehörschutzes noch auf eine Entfernung von einhundert Meter. In einer nahen Ecke wurde diskutiert, dass sich die Balken bogen. Mit Hilfe von Händen und Füßen gelang es mir, am Tresen meine Bestellung an die Frau zu bringen. Un-

terdessen hatte ein neben mir stehender Kerl ohne zu pausieren weiter auf dieselbe eingeredet. Er redete ohne Punkt und Komma, und er redete laut! Bis sie mir das Bier hinstellte, hatte er noch nicht einmal Luft geholt.

Ich hatte wohl gerade meinen größten Durst gestillt, als sich wenig später die Gruppe aus der Ecke hinter mir verabschiedete. Die Männer wirkten alle ganz zufrieden, wie sie sich mit dem letzten Scherzen und Winken anderswohin aufmachten.

»Nehmt den Kerl am Tresen auch gleich mit!«, hoffte ich inständig, jedoch er wurde von ihnen zurückgelassen. Ich bin sicher: Sie wussten ganz genau, was sie taten. Dieser Mann redete mit einer Ausdauer, wie ich es vorher noch nie erlebt hatte. Das heißt, kaum je. Denn plötzlich wurden in mir ganz bestimmte nostalgische Bilder wachgerufen, die ihren Ursprung in den 1980er Jahren hatten.

Als blutjunger Bursche war ich einmal ins Kino gegangen, um mich neben einem Erwachsenen wiederzufinden, der mich während einer Stunde bis ins innerste Mark quälte, einfach indem er auch nicht einen Augenblick mal den Mund halten konnte.

- Ich erinnere mich, als ob es letzte Woche gewesen wäre:

Bei dem Film hatte es sich um Xavier Kollers 'Der Schwarze Tanner' gehandelt. Davon waren viele Szenen in unserer Gemeinde gefilmt worden, und eine meiner Mitschülerinnen hatte gar als eine von Tanners Töchtern im Spielfilm mitgewirkt. Weil dem so war, füllte sich unser Gemeindekino bei jeder Aufführung bis auf den letzten Platz. Es fanden sich Leute im Kino ein, die vorher vermutlich noch nie ein solches von innen gesehen und nachher nie wieder eines betreten hatten. Der mich so plagte und quälte, gehörte jedoch nicht zu dieser Sorte.

Leider nicht, denn nach mir mussten ihn noch andere ertragen.

Als ich an jenem Abend so dahinlitt, machte ich wenigstens eine wichtige Erfahrung. Angesicht zu Angesicht mit diesem sprechenden 'perpetuum mobile', diesem Plappergeier, diesem Wasserfall an Worten, erfuhr ich, dass man mit Freundlichkeit nicht immer das beste Ergebnis erzielt, wenn es darum geht, eine beleidigende Wirkung zu vermeiden. Ich konnte mich nirgend-

wo sonst hinsetzen, also blieb ich da, wo mein Platz eben war: neben ihm! All mein gezwungenes Ignorieren nützte nichts, all mein verzweifelter Hinlügen nach der Leinwand schien von ihm unbemerkt, und als es mir dann endlich bis zum Aus-der-Haut-Fahren genügte, bat ich ihn – mit aller mir zur Verfügung stehenden Freundlichkeit - um Schweigen! Das gehört, verwandelte sich sein Gesicht von einer Sekunde zur nächsten in eine bewegungslose, eiskalte Maske. Mein inständiges, freundliches Bitten um Ruhe hatte ihm einen derberen Schlag versetzt, als wenn ich ihm die Kehle durchgeschnitten hätte.

An dem Abend lernte ich, dass die bemühte Freundlichkeit meistens fehl am Platz ist. Von einem Faustschlag kann man sich erholen. Die niederträchtigen, mordlustigen Gedanken eines Freundschaft vorgaukelnden Gegenübers gehen aber tiefer.

Derlei spukte mir im Kopf herum, während ich mich an meinem Tischchen über den aufgeschlagenen ‘Grünen Heinrich’ beugte. Indessen stand die Wiederverkörperung meines obigen Traumas immer noch in kurzen Hosen neben mir am Tresen. Bis dahin hatte die Barfrau ihm wiederholt auf schonende Art beibringen wollen, dass es auch etwas ruhiger ginge. Das war ein Fehler! Diesen Kerl musste man anders anfassen. Empfehlungen halfen da nichts. Solche Kerle lernen es erst, wenn man ihnen entweder den Schnaps oder das Wort verbietet. Doch ich möchte mich nicht endlos über den nervigen Portugiesen auslassen. Er hatte jedes Recht, sich in der Kneipe zu betrinken, und genau genommen auch jedes Recht, mir auf die Nerven zu gehen. Man muss schon unterscheiden! Er stand auf heimatlichem Boden und zog dahingehend am längeren Hebel. Wir Eidgenossen sind noch nicht einmal in der EU, also durfte ich mir auch da keine Annäherung leisten. Uns trennten sprachliche Schluchten, politische Schluchten, und ein Grand Canyon der menschlichen Auffassung, wie weit ein Mann seine kurzen Hosen über das nackte Gesäß rutschen lassen darf.

Hätte ich mich in meinem Heimatland befunden, dann wäre es lachhaft einfach gewesen! Ich wäre aufgestanden, hätte ihm

jovial auf die Schulter geklopft, und würde ihn mit einem Zahnpasta-Lächeln meiner schiefen Zähne gnädigst um etwas mehr Ruhe gebeten haben. Ich wäre freundlich geblieben und hätte vor ihm ein gewisses Maß an bruderhaftem Verständnis vorge-täuscht.

»Reden Sie von mir aus, bis Sie tot umfallen«, hätte ich gesagt.

»Wenn Sie es in einer etwas gemäßigteren Lautstärke tun, dann soll mir das recht sein.«

Ja, wären wir in der Schweiz gewesen, dann würde ich es so gemacht und gesagt haben. Ich wäre fordernd, aber freundlich geblieben. - Nettigkeit. Es ist schon seltsam, aber damit kriegt man sie alle. Davon erholt sich keiner. Damit lassen sich Wunden hauen!

Solcherart Menschen wie meine obigen Beispiele verwinden sie schlechter, als wenn man es aussprechen und ihnen vor aller Augen das ewige Höllenfeuer wünschen würde.

Mein Tag war reichhaltig an Eindrücken gewesen, und noch war er nicht vorüber

Auf der Rückfahrt machte sich ganz allmählich eine bleierne Müdigkeit bemerkbar. Ich wäre bei Santa Cruz prompt in die falsche Richtung weitergefahren (nämlich wieder zurück nach Caniçal), wenn mich der aufmerksame Bus-Chauffeur nicht vor allen Leuten aus dem Gefährt gerufen hätte. »Caniço!«, rief er, fasste mich über das Häuptermeer ins Auge, und winkte bedeutungsschwanger nach der Tür. Auch das war nett! Aber über soviel Nettigkeit konnte ich gar nicht böse werden. Und so entwich ich dem Bus mit einem überschwänglichen »Obrigada!«

Hiermit ist es wohl an der Zeit, ein Wort der Entschuldigung an alle madeirensischen Busfahrer zu richten. Ich entschuldige mich für meine freche Behauptung eurer egoistischen, egozentrischen Raserei. Auch möchte ich mich dafür entschuldigen, euch eine gewisse Ungeduld in Geldwechsel-Angelegenheiten

unterstellt zu haben. Ihr seid gute Busfahrer! (Etwaige Änderungen des eben Gesagten möchte ich mir bis zu meiner Abreise vorbehalten).

Auf keinen Fall entschuldigen werde ich mich aber bei dem grauhaarigen, bebrillten Kerl! Das ist endgültig. Er soll bellen, wo der Pfeffer wächst!

Nach einem letzten, die Knie erschütternden Marsch, traf ich am frühen Abend endlich in Caniço de Baixo ein. Ein Moment des Stillliegens brachte mich dem abschließenden Vorhaben näher. Als Krönung des Tages, aß ich drüben im 'Klenk's Café' mit dem Hauptmenü einen Papageienfisch. Es schien mir passend ironisch.

Ende Leseprobe